

fönnen wir lernen, Glauben mit Wissen und Leben harmonisch zu verbinden, den Geist in ernstem Studium zu schärfen und das Herz durch wahre Tugend zu zieren. In erster Linie die Reform des Lebens und in zweiter die liebevolle Pflege der Wissenschaft, das ist die wahre und beweiskräftige Apologie unseres heiligen Glaubens, der nichts widerstehen kann und die von Sieg zu Sieg führen muß.

Einige rätselhafte Erscheinungen in der frühchristlichen Kunst.

Von C. C.

Die christliche Kunst des Urchristentums in den ersten drei Jahrhunderten erfreut sich heute einer regen Anteilnahme in immer weiteren Kreisen. Es finden sich aber in derselben noch manche mehr oder minder unaufgehellte Punkte, deren Enträtselung vielen ohne Zweifel angenehm sein würde. Verfasser erlaubt sich mit einem bescheidenen Beitrage zu einem diesbezüglichen Versuche hervorzutreten. An einer praktischen Ausbeute für die christliche Kunstübung der Gegenwart und Zukunft dürfte es hiebei auch nicht ermangeln.

1. Heidnische Göttergestalten in Verwendung zu christlichen Motiven.

Auf den ersten Blick muß es befremdlich erscheinen, wenn man auf Katafombenbildern und Reliefdarstellungen aus der christlichen Urzeit heidnischen Gottheiten, wie z. B. dem Uranus, Nereiden, Siegesgöttinnen u. s. w., nicht im Sinne eines feindlich zu bekämpfenden Gegensatzes, sondern in unzweifelhaft freundschaftlichem Verhältnisse begegnet. Daß dies nur auf dem Wege einer christlichen Umdeutung angehen konnte, (indem z. B. Orpheus, der tierzähmende Sängeros, Christum versinnbildet), liegt offen zu Tage. (Vgl. hierüber „Saacher St.“ B. 24; diese Quartalschrift 1903 SS. 338, 344 f.). Eine derartige Umdeutung setzt jedoch voraus, daß die Christen nicht jede Gestalt eines heidnischen Gottes oder Halbgottes sofort und ohneweiters als eine dämonische betrachteten, wie man vielfach anzunehmen pflegt. Es dürfte wenigstens jedem nur schwer und unvollkommen gelingen, ein Wesen durch Umdeutung in einen freundlichen Engel umzugestalten, das ihm von vorneherein als grauenvoller Dämon entgegentritt. Unangenehmes und Abstoßendes mag man ja schon von vorneherein ohne Not auch nicht einen Augenblick lang ins Auge fassen. Keinerlei Schwierigkeit jedoch begegnet die Sache bei an sich gleichgiltigen Dingen. Als etwas an und für sich Indifferentes konnten aber heidnische Göttergestalten nur betrachtet werden infolge vernunftgemäßer Unterscheidung zwischen dämonischem — von Dämonen eingegebenem und beherrschtem — Gözentum und dichterisch-

mythologischer Allegorie oder Personifikation. Den Gebildeten unter den Christen war diese Unterscheidung ohne Zweifel schon von jeher geläufig, da auch die meisten gebildeten Heiden in denselben nur Erzeugnisse einer dichterischen Phantasie erblickten. Bei den Christen aus der Klasse der Ungebildeten jedoch konnte man diese Unterscheidung für gewöhnlich wohl nicht so ohne weiteres voraussetzen. Mangelte ihnen ja außer der philosophischen Unterscheidung und Auffassung auch der nähere Einblick in jene geistige Schmiede und Werkstätte, wo die Götter zumeist gemacht wurden, die Werke der heidnischen Dichter. Die Tatsache indes, daß auf öffentlich ausgestellten christlichen Gemälden heidnische Göttergestalten als christliche Motive verwendet erscheinen, nötigt durchaus zur Annahme, daß schon frühzeitig auch den ungebildeten Christen — sei es durch den Unterricht des Klerus, sei es durch den Verkehr mit gebildeten christlichen Laien, wie er ja z. B. bei den Agapen in den meisten Kirchenprovinzen täglich stattfand, — jene Unterscheidungsweise ganz allgemein beigebracht worden sei.¹⁾ Widrigensfalls hätten ja solche Christen an derartigen Bildnissen Anstoß nehmen müssen.

Es fragt sich aber, ob zu dieser Aufklärung der ungebildeten Christen nicht auch andere, positive Gründe vorhanden gewesen seien, da die Verhütung eines Aergernisses als negativer Grund nur dann ausreichend erscheinen würde, wenn das Aergernis einfach hin durch Vermeidung solcher Darstellungen nicht hätte beseitigt werden können: was doch nicht anzunehmen ist. Es gab nun aber tatsächlich derartige positive Gründe, durch welche die ganze Schwierigkeit vollends behoben erscheint.

Denn zunächst war mit Rücksicht auf die noch strenggläubigen Heiden die Aneignung der Ansicht, daß die heidnischen Götter nichts weiter als eine Art von dichterischen Tropen, nur Personifikationen oder Allegorien seien, unstreitig der erste und zugleich leichteste Schritt zu deren gänzlicher Bekehrung.²⁾ Dazu konnten aber auch ungebildete Christen in ihrem Verkehr mit Heiden oft viel beitragen; als Untergebene in vertraulicher Stellung konnten manche möglicherweise selbst bei gebildeten Heiden hierin bisweilen sogar mehr leisten als gebildete, aber fernerstehende Christen. Aber auch den Christen selbst für ihre eigene Person mußte die in Rede stehende

¹⁾ Dazu bedurfte es kaum viel mehr als des Hinweises auf das eigene Geständnis mancher Dichter, wie z. B. des Horaz Carmin. IV. 8:

Coclo Musa beat. Sic Jovis interest
Optatis epulis impiger Hercules,
Clarum Tyndariae sidus ab infimis
Quassas eripiunt aequoribus rates,
Ornatus viridi tempora pampino
Liber vota bonos ducit ad exitus.

²⁾ Denn der Weg zur gegenteiligen Annahme, daß die Götter böse Dämonen seien, war offensichtlich — zumal für einen „eingefleischten Heiden“ — mindestens um die Hälfte länger, und somit auch weit schwieriger zurückzulegen.

Unterscheidung nicht zu unterschätzende Vorteile gewähren. Fürs erste nämlich den einer Gemüths erleich terung. Denn der Gedanke, daß alle die zahlreichen Götterbilder, denen das Auge überall begegnete, eigentlich nur höllische Dämonen darstellten, welchen von Unzähligen ihrer Mitbür ger, oft von ihren nächsten Verwandten, Dienst, Anbetung und Verehrung gezollt werde, mußte ihr Herz ja doch ununterbrochen mit unsäg lichem Schmerz, Unwillen und Entrüstung erfüllen; während die Erwägung, daß wenigstens bei vielen aus ihrer heidnischen Umgebung von einer abgöttischen Verehrung aus dem bezeichneten Grunde keine Rede sein konnte, doch wenigstens einige Tropfen lindernden Balsams in die Wunde ihres Herzens zu träufeln geeignet war, besonders wenn sich diese Annahme auf die ihnen durch Bande des Blutes oder der Freundschaft näher stehenden Personen erstrecken durfte. Dieselbe Erwägung brachte wohl auch von selbst gar oft eine bedeutende Erleichterung der Unterordnung und Unterwürfigkeit einer heidnischen Herrschaft gegenüber mit sich, sowie überhaupt eine Erleichterung des Verkehrs mit Heiden, bei denen man geklärt ere Ansichten voraussetzen durfte. Denn, wer in den Heiden nur Teufelsdiener und Teufelsanbeter erblickte, mußte sich notwendig im täglichen Verkehre mit ihnen — ohne einen seltenen Grad einer alles überwindenden apostolischen Liebe — vielfach behindert fühlen und noch mehr mußte dieselbe Auffassung untergebenen Christen an und für sich den willigen Gehorsam gegen heidnische Vorgesetzte erschweren. Dabei wird indes vorausgesetzt, daß es sich unter den aufgeklärten Heiden nicht um solche handelte, welche, wie viele Epikuräer, sittlich verkommen er waren als die strenggläubigen Heiden und auch unter den letzteren nicht um solche, welche, mit Verwerfung aller gegen das Naturgesetz verstoßenden mythologischen Erscheinungen und Lehren nur an die reinsten edelsten Göttergestalten optima fide sich anschließend, einigermaßen auch den wahren Gott selbst erkannten und verehrten, aber eben darum und dadurch den Pforten des Christentums bereits sehr nahe gekommen waren. Von letzterer Sorte gab es jedoch zweifellos nur sehr wenige und zwar je länger, desto weniger. Uebrigens war eine Aufklärung im bezeichneten Sinne auch schon eine Forderung der Gerechtigkeit, und der Wahrheit: der Gerechtigkeit, damit nicht eine beträchtliche Anzahl von Heiden seitens vieler Christen einer ungerechten Beurteilung ausgesetzt blieb; der Wahrheit, wie aus dem vorhin Angeführten von selbst erhellt. Und schließlich darf auch auf den Doppelgrund nicht vergessen werden, um dessentwillen man ohne Zweifel zur Darstellung heidnischer Gottheiten in christlicher Umdeutung überhaupt greifen zu sollen glaubte. Es war einerseits die den Heiden gegenüber notwendige Geheimdisziplin, anderseits der mehrfache unbestreitbare Vorteil, welchen bildliche Darstellungen für Erbauung und Belehrung an und für sich gewähren können. Zugleich erhellt aus dieser Kunsterscheinung des Urchristentums eine für die aktuelle Gegenwart hochwichtige Lehre.

Die Gefahr für die christliche Kunst liegt nämlich — schon nach der Auffassung der Urkirche — viel mehr nach unten, als nach oben hin; das will sagen: nicht so sehr in einem zu befürchtenden Uebermaß des idealen Supernaturalismus, als vielmehr umgekehrt in in der geistlosen Verflachung, im alltäglichen gemeinen Naturalismus und Realismus. Daher fürchtete die Kirche in ihrem Urbeginn nichts oder wenig von der Einführung, beziehungsweise Beibehaltung, heidnischer — allerdings von an sich unzulässigen Vorstellungen oder Zutaten gereinigten — Göttergestalten in ihren heiligen gottgeweihten Stätten auf dem Grunde christlicher Umdeutung, solange damit die Idee des Uebermenschlichen, Ueberirdischen, Himmlischen, Hoch- oder Höchsterhabenen sich identifizierte. Denn abgesehen davon, daß diese Idee gleichsam die gemeinsame Brücke, den Vermittlungs- und Anknüpfungspunkt zwischen Heidentum und Christentum bildete, war ja der Hauptfeind des Christentums unstreitig schon damals im epikuräischen Atheismus zu suchen. Dieser Hauptfeind wirkt aber zu allen Zeiten in der tiefgreifendsten, — weil einerseits unscheinbarsten und verborgensten, anderseits bezauberndsten und berückendsten Weise — auf die Menschheit durch die — Kunst. „Der Geist der Verneinung und des Antichristentums“ — bemerkt mit Recht Jungmann („Aesthetik“, Herder, 1886, 2. B. S. 100) — „urteilt vollkommen richtig, wenn er eines der wirksamsten Mittel, die Wärme des übernatürlichen Lebens zu verflüchtigen, die Energie der Glaubensüberzeugung zu brechen, die religiöse Anschauung zu verdunkeln und zu fälschen, in der Verweltlichung und Naturalisierung der religiösen Künste erblickt“. Darin muß man den Grund suchen, wie für manche gleichartige Erscheinungen, so insbesondere für die enthusiastische Bewunderung, welche dieser Geist gerade jener Richtung der Künste entgegenzubringen pflegt, die durch die äußere technische Vollendung ihrer Werke das Urteil bestechen, aber dabei unter dem Scheine, als arbeiteten sie im Dienste der Religion, das Ueberirdische auf diese Erde herabziehen, das Göttliche vermenschlichen, das ganz Uebernatürliche „aus der dunklen und vielfach dumpfen Welt der kirchlichen Bekenntnisse in das Reich flacher, allgemein und unmittelbar ansprechender Empfindungen übertragen“, wie der Altheist A. Springer über Rafaels Madonnen sich äußert. Die Forderung an die christliche religiöse Kunst der Gegenwart, sich zu modernisieren, d. h. zu naturalisieren, unter dem Vorwande, dadurch die modernen Gebildeten anzuziehen, ist damit von selbst gerichtet.

2.) Die auffallende Jugendlichkeit des Christustypus und dessen auch noch spätere konstante Wiederkehr in den evangelischen Wunderszenen.

Zur Aufhellung der rätselhaften Erscheinung des jugendlichen Christustypus, der bis zur Zeit Konstantins die fast ausschließlich

übliche Darstellungsform unseres Herrn bildete, hat es seit geraumer Zeit an Erklärungsversuchen nicht gemangelt.¹⁾ Zwei derselben haben auch im katholischen Lager bei Kunsthistorikern in der Weise fast allgemein Anklang gefunden, daß viele zu der einen, vielleicht noch mehrere zur andern sich bekannten und bekennen.²⁾ Der ersteren hat jüngst Max Fürst in den „Historisch-politischen Blättern“ (1903, 2. Heft, S. 150) Ausdruck verliehen, indem er es als „die einfache bisherige Deutung“ hinstellt, daß „aus dem ursprünglich symbolischen Zeichen des dem“ — selbstredend nur hinsichtlich der äußeren Erscheinung und Ausstattung — „hellenisch-römischen Formenschatz entlehnten jugendlichen guten Hirten, sowie aus jenem des tierzähmenden Orpheus das Motiv für die frühesten Christusdarstellungen sich ergeben haben dürfte“. Die andere Erklärungsweise wurde beispielsweise von Heuser und Hefele im Kirchenlexikon (B. III. S. 295) deponiert und als „Ausdruck für die nie alternde Jugend des Gottessohnes, für seine Gottheit und für seine ohne Ende dauernde Herrschaft“ fixiert. Auch der protestantische Theologe Hauck bekennt sich zur letzteren Ansicht, wenn er meint („Entstehung des Christustypus“ Heidelberg, 1880, S. 51 f.), daß die ersten Christen im jugendlichen Christustypus den Herrn in der Verkörperung erblickt hätten, da eben in letzterer die vorgenannten Momente ganz unverkennbar hervortreten. Bei näherem Zusehen findet man jedoch, daß keine dieser Erklärungsweisen für sich allein genommen allen sich erhebenden Schwierigkeiten zu begegnen vermag. Dieser Aufgabe wird indes unseres Bedünkens durch eine geeignete **Verbindung und Verschmelzung** der beiden genannten Erklärungsweisen in ganz befriedigender Weise Genüge geleistet. Gehen wir kurz ins einzelne ein.

Nach der ersteren Erklärung bleibt nämlich der Umstand unaufgeklärt, wie die beregte jugendliche Darstellungsform in den evangelischen Wunderszenen, und zwar **nur** in diesen — noch Jahrhunderte lang — genauer bis tief ins Mittelalter hinein — beibehalten werden konnte, nachdem das nächstliegende und unbedingt wichtigste Motiv dieser in den 3 ersten Jahrhunderten dominierenden Jugendlichkeit, nämlich das der Geheimdisziplin³⁾, schon längst

¹⁾ Wertwürdiger Weise hat jedoch gerade der gelehrteste und namhafteste kirchliche Kunsthistoriker Deutschlands, Fr. X. Kraus, in dieser Frage auf jede Erklärung oder Entstehungstheorie gänzlich verzichtet. — ²⁾ Die übrigen, fast durchgängig von katholischen Stimmen (wie von L. Dietrichson, B. Schulze, R. Müller) aufgestellt, verdienen wegen ihrer meist in die Augen springenden Haltlosigkeit — sei es mit Bezug auf die Voraussetzungen, sei es im Hinblick auf die zu lösenden Schwierigkeiten — keine weitere Beachtung. (Näheres darüber bei J. E. Weis-Liebersdorf: Christus- und Apostelbilder, Herder, 1902. SS. 2—25). Die von Raoul-Rochette um 1830 aufgestellte, von Weis-Liebersdorf jüngst wieder hervorgeholte Gnostiker-Vermittlungstheorie wird im Verlaufe dieser Arbeit gelegentlich besprochen werden. — ³⁾ Vgl. diese Quartalschrift 1903, S. 2. SS. 339, 343 f.

seine Geltung verloren hatte. Die andere Lösung dagegen bietet fürs erste keine Antwort auf die Frage, warum die Darstellung meist so auffallend jugendlich, d. h. als die eines mindestens noch nicht völlig erwachsenen Jünglings erscheinen mußte?¹⁾ Denn der Zustand der himmlischen Verklärung verlangt doch wohl nicht den eines unreifen, unerwachsenen, eines unvollendeten und unvollkommenen Körpers, wenigstens bei einem, der im vollends erwachsenen — wenngleich noch jungen — Mannesalter gestorben ist. Ferner würde diese Erklärungsweise — für sich allein genommen und ohne jede Anlehnung an vorliegende heidnische Kunstformen — viel größere Meister der Kunst voraussetzen, als sie unter den ersten Christen — besonders anfänglich — historisch nachweisbar sind. Diese Schwierigkeiten lösen sich aber, wie gesagt, von selbst, wofern man beide Erklärungsweisen verbindet. Wie läßt sich dies ungezwungen bewertstelligen? Indem die Auffassung vom Herrn in der Verklärung und von den damit verwandten Ideen genetisch nicht als eine direkte und primäre, sondern als eine sekundäre, sich an das erstgenannte Erklärungsmoment nachfolgend anschließende oder mit anderen Worten — als eine Umdeutung gefaßt wird.²⁾ Wir sagen: genetisch sekundär; denn appretiativ und moralisch kann sie dennoch in den Geistern und Gemütern das Uebergewicht behauptet haben. Für die wirkliche Tatsächlichkeit dieses Verhältnisses spricht denn auch die schlechthinnige Notwendigkeit irgend einer höheren christlichen Umdeutung der dem heidnischen „Formenschatz“ entlehnten Jugendzüge, um in den christlichen Gemütern jeden Anstoß zu vermeiden. Welche andere Umdeutung sollte aber Platz gegriffen haben? Welche andere wäre naheliegender, geeigneter, würdiger und erhebender gewesen als die in Rede stehende? War sie doch einerseits durch die Zeitumstände und die schrecklichen Verfolgungen motiviert, anderseits durch das die Heiligkeit der ersten Christen widerspiegelnde Wort des Apostels (Philipp, 3, 20 f.) gekennzeichnet: „Unser Wandel ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten, unsern Herrn Jesus Christus, der den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten wird, gleichgestaltet dem Leibe seiner Herrlichkeit“ u. s. w.

Lösen sich denn aber die erwähnten Schwierigkeiten bei der in Vorschlag gebrachten Synthese wirklich von selbst? Ohne weiters. Betreffs jener, die an zweiter Stelle genannt wurden, springt die Sache ganz von selbst in die Augen. Zu einer — immerhin nicht sklavischen, sondern freien, selbständigen — Imitation einer Vorlage (in technischer Beziehung) bedurfte es keineswegs großer

¹⁾ Uebrigens würde auch für den Fall, daß der männliche Christus-typus in jener Periode vorherrschend gewesen wäre, noch immer dessen Bartlosigkeit Schwierigkeit bereiten, zumal da seit 117 durch Hadrian und seine Nachfolger der Bart in Rom Hofsitte geworden war. — ²⁾ S. diese Quartalschrift 1903, S. 2. SS. 349, 351.

Meister, um Befriedigendes und hinlänglich Gelungenes zu Tage zu fördern.¹⁾ Liegt ferner der auffälligen Jugendlichkeit des Christustypus zunächst „der dem hellenisch-römischen Formenschatze entlehnte jugendliche gute Hirt“ zu Grunde, so ist damit auch schon alles Nötige für jedermann gesagt, der weiß, daß vor anderen hieher gehörigen Spezialitäten des erwähnten Formenschatzes besonders der „Götterjüngling“ Hermes — Merkur — sowohl sonst als auch in der Funktion eines Hermes *κροκότος* — meistens als ein noch heranwachsender oder doch nicht völlig und allseitig ausgewachsener Jüngling (von 17—23 Jahren) dargestellt wurde. Unsern Herrn in der himmlischen Verklärung konnte eine solche Jünglingsgestalt allerdings nur unvollkommen und andeutungsweise darstellen. Allein man beachte den großen und wesentlichen Unterschied, welcher der Natur der Sache wie der Erfahrung zufolge hier bei der direkten und bei der indirekten oder undeutenden Darstellungsweise zur Geltung kommt. Während nämlich erstere naturgemäß ein der geistigen Intuition möglichst getreu entsprechendes Abbild zu liefern sucht, kann sich letztere auch mit einem mehr weniger stark hinkenden Vergleiche oder Symbole begnügen. Wenn die heidnischen Nereiden auf christlichen Bildern als Engel gedacht erscheinen, die als Schutzgeister über dem Meere und anderen Gewässern walten, so mußte man sich dabei offenbar über die dem weiblichen Wesen (gegenüber dem männlichen) an und für sich anhaftende Minderwertigkeit einfach hinwegsetzen. Uebrigens war hier die symbolische Uebertragung deshalb um so leichter und weniger hinkend, als ja auch von den Heiden der dargestellte „Götterjüngling“ oft oder meistens in olympischer Verklärung gedacht worden sein dürfte. Ferner ist nicht zu vergessen, daß dem späthellenischen²⁾ Schönheitsideal zufolge weibliche Bartlosigkeit auch für das männliche Gesicht eine Vollkommenheit bedeutete, daß aber naturgemäß und für gewöhnlich ein bartloses Gesicht hienieden nur dem unerwachsenen Jüngling eignet. Und so sehr auch jene späthellenische Kunstanschauung als eine Irrung bezeichnet werden muß, so dient sie doch auch ihrerseits zur Erklärung dessen, was wir hier untersuchen. Denn sie mußte den ersten Christen ihre Vorstellung vom Herrn in der himmlischen Verklärungsschönheit mit einem vollkommen erwachsenen und ausgebildeten Körper — im Anschluß an eine unerwachsene Jünglingsgestalt — wesentlich erleichtern. — Der Fortbestand endlich des jugendlichen Christustypus in den evangelischen Wunderszenen bis ins Mittelalter, nachdem in der Konstantinischen Zeit im allgemeinen der härtige Typus seine Herrschaft angetreten hatte, kann unmöglich nach Viktor Schulzes Ansicht durch den Charakter der „Altehrwürdigkeit dieser Darstellungsform“ allein erklärt werden.

¹⁾ Vgl. ebd. S. 341. — ²⁾ Ueber das männliche Schönheitsideal der klassischen Hellenistik vgl. Jungmann, Aesthetik I. S. 183 ff.

Hätte ja doch dieser Grund selbstredend auch die Beibehaltung derselben Darstellungsweise bei anderen Szenen, sowie bei der Person Christi überhaupt bedingen müssen. In Wahrheit ist diese Erscheinung auf Grund einer kontinuierlichen Tradition ein Fingerzeig und zugleich Beweis für den Grundgedanken, welcher der in Rede stehenden Darstellungsweise von jeher — infolge einer ursprünglichen Umdeutung — beigelegt worden war. Nur so erklärt sich die Sache füglich und — unseres Bedünkens — unwidersprechlich. Jene Jugendlichkeit sollte nämlich, wie bereits bekannt, Christi himmlische Verklärung und — insofern diese als die klarste und augenscheinlichste Offenbarung der Gottheit sich darstellt — auch dessen allmächtige Gottheit symbolisieren. Eben diese war es aber auch, welche gerade in den evangelischen Wunderszenen und durch dieselben klarer als je sonst im irdischen Erdenwandel Jesu vor den Augen der Welt sich enthüllte. Was lag demnach näher, als dem Wohlgefallen an dieser logischen Verkettung auch in der bildlichen Darstellung solcher Wunderszenen Ausdruck zu verleihen und mit anderen Worten gewissermaßen den Künstler selbst als Dolmetsch sich hinstellen und rufen zu lassen: Seht, wie glänzend und unleugbar hier Christi allmächtige Gottheit sich offenbart! Wenn man später eine derartige Verdolmetschung für überflüssig und ungeeignet fand, so teilte die bildende Kunst hierin nur das Los des szenischen Chores in der alten Tragödie, dem bekanntlich gleichfalls die Rolle eines Dolmetsches des idealen Wertgehaltes der szenischen Handlung zufiel. Ueber den tragischen Chor wird aber einzig darum, weil er später nicht mehr zusagte, niemand ein Verwerfungsurteil aussprechen. Dies umsomehr, da der Grund des vormaligen Wohlgefallens in beiden Fällen nicht lediglich Geschmacksache war. Derselbe lag vielmehr im erhabenen, solennen, weisevollen, gottesdienstlichen Zweck jener Kunsterzeugnisse. Es wurde denselben gewissermaßen die Aufgabe eines — dort für Erbauung und sittliche Besserung, hier für übernatürliche religiöse Glaubensfestigung — eifernden Predigers zugewiesen, wenngleich sich diese Auffassung bei den bildlichen Darstellungen erst als sekundäre Folge jener Umdeutung herausgebildet haben konnte. — Unter diesem Gesichtspunkte enthält eben jene Kunsterscheinung wie der vorherrschend typisch-dogmatische, beziehungsweise typisch-paränetische, Charakter der ganzen katakombischen Bildergalerie überhaupt, wenn und insofern es auf die historische Auffassung der Vergangenheit ankommt, zugleich ein lautes beredtes Zeugnis gegen das Phantom der neuen Aesthetik von der „absoluten Relationslosigkeit“ der schönen Kunst, das leider auch der religiösen und kirchlichen Kunst schon unermeßlichen Schaden zugefügt hat und noch immer zufügt. Wissenschaftlich kann dasselbe bekanntlich schon aus Aristoteles widerlegt und bloßgestellt werden. [Vgl. Heinrich Baumgart: Aristoteles, Lessing und Goethe. (Ueber das ethische und ästhetische Prinzip der Tragödie.) Leipzig, 1877.]

Endlich beachte man noch folgendes. Die meisten Katakombendarstellungen hatten, wie wir bereits angedeutet, unstreitig typischen Charakter. Den Mittelpunkt aller dieser Typenbilder bildet ebenfalls unstreitig der gute Hirt. Dieser, als das „so lieblich versinnbildete Grunddogma des Christentums, die Lehre der Menschwerdung und Erlösung,“ leuchtete gleichsam in den Katakomben als die Zentralsonne.

Mußte denn nun nicht auch auf die dem guten Hirten ohnehin inhaltlich nahestehenden nicht typischen Christusbilder der Katakomben wie von selbst auch ein Strahl von jener Zentralsonne fallen? Mußten erstere nicht fast notwendig am Lichte dieser Sonne leuchten? Beim jugendlichen guten Hirtenbilde ist aber die Verbindung und Verschmelzung der beiden angezogenen Erklärungsweisen gar nicht zu umgehen. Ergo. (Vgl. diese Quartalschrift 1903, H. 2, SS. 339—344.)

3. Die Neigung zum geradezu Knabenhaften in vielen plastischen Christusdarstellungen des 3. Jahrhunderts.

Die größte Schwierigkeit bereitete bisher die Tatsache, daß Christus besonders auf zahlreichen Sarkophagreliefs des 3. Jahrhunderts nicht nur als heranwachsender Jüngling, sondern fast oder geradezu knabenhaft dargestellt erscheint.¹⁾ Zur Erklärung dessen muß man unbedingt zu der ungefähr am Beginn des 3. Jahrhunderts von Tertullian und dem Alexandriner Klemens aufgestellten Ansicht²⁾ von der häßlichen Leibesgestalt des Herrn seine Zuflucht nehmen. Dieser sonderbare öffentlich vorgetragene Irrtum, zu dem sich nachher von den vornizänischen Celebritäten auch Cyprian von Karthago und — wenigstens teilweise — Origenes³⁾ bekannten, entstammte einer fälschlichen Deutung oder Beziehung jener Stellen bei Jesaias c. 53, 1—3 („Non est ei species neque decor“ . . .), in denen das entstellte Äußere des Herrn zur Zeit seines Leidens geschildert wird. Daß aber die christliche Kunst — vornehmlich die Sarkophagplastik — von dieser im zuversichtlichen Tone der Gewißheit vorgetragenen Lehre angesehener Kirchenschriftsteller nicht unberührt bleiben konnte, ist leicht einzusehen. Wir sagen: vornehmlich die Sarkophagplastik. Denn eben diese, welche sich dazumal in der Kirche erst zu entwickeln begann, war sich mehr selbst überlassen als die Katakombenmalerei und konnte aus einem naheliegenden Grunde von der kirchlichen Kontrolle nicht so unmittelbar und regelmäßig beeinflusst werden wie letztere. Ueberdies mochte an vielen Orten die kirchliche Behörde selbst Tertullians, beziehungsweise Cyprians, Meinung beigespflichtet haben. Und so wird es begreiflich, daß auf die Kunde

¹⁾ Vgl. Weis-Liebesdorf, Christus- und Apostelbilder S. 30. — ²⁾ Sollte auch vielleicht deren erste diesbezügliche Verlautbarung in den letzten Jahren des 2. Jahrhunderts stattgefunden haben, so könnte doch jedenfalls von einer Verbreitung derselben vor Beginn des 3. Jahrhunderts keine Rede sein. — ³⁾ Nach ihm war Jesu Gestalt zwar nicht anmutsvoll noch von irgend einer besonderen Schönheit, jedoch nicht unedel (Orig. contra Celsum 6, 75 ed. Koetschau II, 144 sq.)

von jener Behauptung einzelner Kirchenschriftsteller vorab mancher plastische Künstler, die idealsymbolische Auffassung der damaligen Christusdarstellungen ein wenig aus dem Auge verlierend und dem Drange nach dem Historischen folgend — welcher Drang uns ja auch etwas später beim Uebergang zum härtigen Typus begegnet — der Ansicht von der häßlichen Leibesgestalt Christi dadurch Rechnung tragen zu müssen glaubte, daß er die in der christlichen Kunstdarstellung üblich gewordene Jugendlichkeit des Herrn unmittelbar dem Knabenalter näherückte, da einerseits die Kunst mit der Darstellung des Häßlichen sich nicht gerne befassen mag, anderseits erfahrungsgemäß auch der häßlichste Mensch in zartester Jugend, beziehungsweise im Knabenalter, verhältnismäßig noch am anziehendsten und liebenswürdigsten zu erscheinen pflegt. Wenn übrigens in den knabenhaften Christusgestalten dieser Periode vielfach ein gewisser plebeischer Zug sich findet, so erscheint eben auch dieser auf den erwähnten Erklärungsgrund hinzuweisen und durch denselben hinlänglich motiviert. Neben und außer dieser gewöhnlichen Erklärungsweise könnten für seltenere Ausnahmefälle immerhin auch noch zwei andere eine gewisse Berücksichtigung verdienen. Wir meinen die apokryphische „doctrina Addaei“¹⁾ und die katholischen Umarbeitungen jener gnostischen Apostelapokryphen, in denen Christus als verkörperter zwölfjähriger Knabe erscheint. Erstere, der zufolge Addäus, einer der 72 Jünger, dem König Abgar von Odeffa die Person Christi als klein und unscheinbar geschildert haben soll, konnte, vor der wohl ohne Zweifel erst nach 313 erfolgten griechischen Uebersetzung aus dem Syrischen und ihrer Veröffentlichung durch Eusebius im königlichen Archiv von Odeffa verborgen, — wofür überhaupt gerüchtesweise irgendwelche Kunde von ihr in die Welt drang — vor dem J. 313 jedenfalls nur ganz spärlich und sporadisch Eingang gefunden haben, theils wegen des mißtrauischen Verhaltens, mit welchem die kirchlichen Behörden den apokryphischen Schriften im allgemeinen²⁾ begegnen mußten, theils weil der hieher gehörige Inhalt jener Schrift den Christen unmöglich sympathisch sein konnte. Letzteres aus dem Grunde, weil sich ja doch jedermann von Natur dazu angezogen fühlt, den Gegenstand seiner Liebe — und das war Christus unzweifelhaft für jeden Christen und mußte es sein — auch hinsichtlich der äußeren Gestalt in möglichst vorteilhaftem Lichte sich vorzustellen. Auf eine wirkliche und eigentliche Ueberlieferung aber konnte man sich betreffs des Aussehens des Herrn

¹⁾ Addaeus oder Addaei ist nämlich die richtige Form statt der von Eusebius Hist. eccl. I, 13) verwendeten „Thaoudaeus“. (S. Bickell, Consp. 16.)

— ²⁾ Die ehrenvolle Erwähnung von Apokryphen, der man bei manchen Kirchenschriftstellern jener Zeit begegnet, gilt nur solchen apokryphischen Schriften, deren katholischer Ursprung oder wenigstens spätere katholische Bearbeitung feststand und auch dieser nur um des echt Traditionellen willen, das in denselben bisweilen auch zu finden war. Bei der „Lehre des Addäus“ konnte vor Eusebius von einer derartigen Empfehlung keine Rede sein.

nicht berufen, da es eine solche nach dem ausdrücklichen Zeugnis des heiligen Augustin (de Trinit. c. 8.) einfach nicht gab. Auch bezeugt schon der Umstand, daß tatsächlich erst im 3. Jahrhundert die knabenhaften Heilandsfiguren auffällig werden, in offensichtlicher Weise, daß die vorgebliche, wahrscheinlich von jüdischer Bosheit erfundene, Abdäische Doktrin, obgleich noch dem ersten Jahrhundert entstammend, mindestens bis zu jenem Zeitpunkt unbekannt oder doch so ziemlich unbeachtet geblieben sein muß.

Die apokryphen Apostelgeschichten aber können aus vier Gründen höchstens ausnahmsweise auf die in Rede stehende Kunstübung von Einfluß gewesen sein. Denn zunächst erscheint der Herr in diesen Theophanien am seltensten als Knabe,¹⁾ häufiger als Knäblein oder als Jüngling. Sodann begegnen uns im vorhandenen monumentalen Befunde knabenhafte Christusgestalten in andeutungsweise verklärter himmlischer Schönheit, wie sie jene Apostelapokryphen voraussetzen, ziemlich selten. Ferner konnten diese mehrfach auch nach ihrer Umarbeitung noch mit mancherlei gnostischen Anklängen durchsetzten Apokryphen nur abseits von der kirchlichen Kontrolle und für Privat Zwecke Berücksichtigung finden, da die kirchlichen Behörden wegen der Gefahr einer Annäherung an den gnostischen Doketismus hier kein Auge zudrücken durften und jedenfalls eine allgemeine und publizistische Verwertung solcher Schriften, die als eine kirchliche Approbation derselben hätte gelten können, nicht zulassen konnten. — Endlich ist nicht anzunehmen, daß die überwiegende Mehrzahl jener Künstler als gesund denkende Männer an jenen Apostelakten wirklich Geschmack finden konnten. Denn, wie die meisten Apokryphen überhaupt, sind auch jene Apostelakten, in denen Christus als Knäblein, Knabe oder Jüngling erscheint, nach Kaulens Ausdruck durch „alberne wunderföchtige Abgeschmacktheit“ zuweilen im Bunde mit hypernaiver weibischer Geschwätzigkeit, charakterisiert.²⁾

¹⁾ Von den noch erhaltenen und uns bekannten Apostel-Apokryphen nämlich nur in der äthiopischen Jakobus-, der Andreaslegende und in den „Akten der Apostel Petrus und Paulus.“ — ²⁾ Hiemit ist auch das Urteil über das Hauptargument für die erwähnte Gnostiker-Vermittlungstheorie überhaupt gefällt, insofern sie als Hauptschlüssel zur Lösung der Jugendtypus-Frage geltend gemacht wird. Wenn nämlich aus der Art der handschriftlichen Uebersetzung jener Apostelgeschichten gefolgert wird, daß letztere beim christlichen Volke sehr beliebt gewesen seien, so muß man eben zwischen Volk und Volk unterscheiden. In allen Zeiten gab es verschiedene, stark divergierende Volkskreise, die, — wie sonst nicht selten, so auch hier, — nicht konfundiert werden dürfen. Daß die in Rede stehenden Apostelakten das Interesse unreifer Knaben und Mädchen, sowie solcher erwachsener Personen — zumal des weiblichen Geschlechtes — in hohem Maße erregen konnten, die nach Gemütsart und geistiger Begabung mehr oder minder auf der Stufe kritischer Phantasiemenschen standen und deren Zahl an vielen Orten von jeher die überwiegende Mehrheit bildet, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Allein wer möchte die Künstler im allgemeinen und in der großen Mehrzahl dieser Sorte von Volkskreisen beizuzählen wagen? — Auch der geltend gemachte Umstand, daß die gnostische Literatur in den ersten zwei Jahrhunderten an Zahl und Menge

Indes gibt es nicht auch knabenhafte Christusdarstellungen, welche bisher der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zugewiesen wurden? — Allerdings. Jedoch sind diese ganz selten und vereinzelt und entweder auf unrichtige Datierung oder auf eine der beiden soeben behandelten ausnahmsweisen und schon damals nicht ganz unmöglichen Erklärungsgründe, oder endlich vielleicht auch auf eine mißverständene Deutung einiger Stellen im „Dialogus cum Tryphone“ des heiligen Iustinus¹⁾ zurückzuführen.

der Publikationen einen gewaltigen Vorsprung vor der katholischen hatte und den christlichen Büchermarkt gewissermaßen beherrschte, vermag an der Sache nichts zu ändern. Man müßte denn etwa nur annehmen, daß die geistlichen Hirten ihrer Pflicht durch Verbot und Warnung nicht nachgekommen wären, oder daß es den Gläubigen, zumal den Künstlern, durchgängig an gehorsamer Pietät gegen die Weisungen ihrer kirchlichen Vorgesetzten gemangelt hätte. Uebrigens könnte auch an der Tatsache selbst wenigstens zum Teil gerüttelt werden. Denn, da die Gnostiker ihre Metropolen in Antiochia und Alexandria hatten, konnte in Rom, von wo doch die meisten Christusbilder jener Zeit stammen, von einer gnostischen Vorherrschaft auf dem christlichen Büchermarkte wohl nur während der Anwesenheit der Gnostikerzelebritäten Valentin (140—160) und Marcellina (155—166) daselbst eine Rede sein. Wenn aber berichtet wird, daß letztere in Rom viele zu ihrer Sekte verführt habe, so ist das zweifelsohne vorwiegend von Heiden zu verstehen. Das ist offenbar auch Feklers Ansicht, wenn er die „Marcellinisten“ in Rom eine „vorübergehende Erscheinung unter dem wetterwendischen hohen und niedern Pöbel der großen Welthauptstadt nennt.“ Leicht begreiflich! Da Marcellina bei ihren Vorträgen die gleiche göttliche Verehrung wie Christo auch dem Homer, den Philosophen Pythagoras, Plato und Aristoteles erwies, deren Büsten sie nebeneinander aufgestellt hatte, mußten die in Rom stets zahlreichen Philosophen, Griechen, Philosophen- und Griechenfreunde sich dadurch ungemein geschmeichelt fühlen. Die Neuheit der Sache und der Reiz einer ungewöhnlichen Euada der weiblichen Philosophin taten dann das übrige. Indes selbst dann, wenn auch viele Katholiken sich hätten verführen lassen, wäre das für unsere Frage belanglos, da dieselben durch ihren Abfall sofort ausgeschört hatten, Angehörige der Kirche zu sein.

¹⁾ Uebrigens würde, selbst wenn bewiesen werden könnte, was bisher nicht bewiesen wurde, daß Iustin an den betreffenden Stellen wirklich die Ansicht von einer habituellen Häßlichkeit der Gestalt Jesu vorgetragen habe, daraus nicht mehr als eine teilweise und im ganzen wenig bedeutsame Beeinflussung der Christenheit im bezeichneten Sinne für die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts gefolgert werden können, da einerseits die Abfassung des in Rede stehenden Dialogs erst nach dem J. 250 erfolgt sein kann und andererseits Iustin als Laie mit dem kirchlichen Lehramte nicht ausgezeichnet war. Für die Behauptung aber, daß Iustin sich an jenen Stellen gleichsam als ein Echo oder Organ der allgemeinen Anschauung der gesamten Christenheit vor und nach ihm darstelle, wäre auch nicht der geringste Anhaltspunkt erweisbar. Denn die Argumentation, daß „falls das Vorgetragene der damaligen allgemeinen Ansicht nicht entsprochen hätte, die übrigen zeitgenössischen Väter und Kirchenschriftsteller hätten Einspruch erheben müssen,“ ist hinfällig und unzulässig; da es sich ja hiebei mit nichts um eine Glaubens- oder Sittenlehre gehandelt hätte und somit niemand zu einem Widerspruch verpflichtet gewesen wäre. Andererseits aber mußte die allgemeine Anschauung der Christenheit mindestens bis zum Zeitpunkte, wo Tertullian und der Alexandriner Klemens ganz unzweideutig und offen die erwähnte Lehre verkündeten, aus dem vorhin bezeichneten Grunde die gerade entgegengesetzte gewesen sein. Da nämlich seitens der Tradition hierin volle Freiheit gewährt war, hatte die — für die gesamte Christenheit pflichtmäßige — Liebe zu Christus freien Spielraum. Die Liebe aber wird sich, soweit es von ihr allein abhängt, den

4. Die auffällige Jugendlichkeit der meisten übrigen dargestellten Personen.

Auch im Typus der meisten übrigen erwachsenen Personen, selbst in dem von Soldaten, Matrosen, Schergen, Gerichtspersonen u. s. w., tritt uns in den malerischen und plastischen Darstellungen der ersten drei Jahrhunderte eine ungewöhnlich zarte blühende Jugendlichkeit entgegen, die sich vom bartlosen Gesichtstypus eines jüngeren oder älteren Mannes offensichtlich unterscheidet (vgl. Kuhn „Allgem. Kunstgeschichte“ III. 99). Wie ist dies zu erklären? Die Lösung des Rätsels scheint besonders hier im Zusammenwirken mehrerer Faktoren zugleich zu liegen.

Denn, faßt man zunächst heilige Personen ins Auge, so ist es vor allem leicht begreiflich, wenn man auf dieselben als lebendige mythische Glieder an und unter einem verkörperten Haupte auch jene Verklärung übergehen und überstrahlen ließ, in welcher man das Haupt sich vorzustellen pflegte. Das Wort des heiligen Chrysostomus von den mit Christus Aufgestandenen schwebte demzufolge schon lange vor der Geburt dieses heiligen Kirchenlehrers als kirchlich traditionelle

Gegenstand ihrer Zuneigung niemals häßlich vorstellen. — Noch ein fernerer Umstand dient zur Bestätigung und Bekräftigung des Gesagten. Wir meinen die Tatsache, daß im 4. und 5. Jahrhundert die Kirchenväter Hieronymus und Chrysostomus mit ihrer Betonung des „Speciosus forma prae filiis hominum“ bezüglich der irdischen Leibesgestalt des Herrn so rasch und so allgemein über die entgegengesetzte Lehre den Sieg davontrugen. Letztere konnte eben darum weder allgemeine An- und Aufnahme gefunden haben, noch irgendwo gar tief und fest eingewurzelt gewesen sein. — (Daß das höhnische „ὧς φασί, σῶμα μικρὸν καὶ δυσειδὲς καὶ ἀγεννές“ des epikuräischen Philosophen Kelsos kein brauchbares Argument abgeben könne, dürfte von vorneherein klar sein. Wer kann denn auch bei einem ungläubigen und darum gewissenlosen Spötter so ohne weiteres voraussetzen, daß er — auch nur subjektiv — die Wahrheit behauptet? Außerdem sagt Kelsos nicht: ὧς φασιν οἱ Χριστιανοί. Zum ganz unbestimmten „ὧς φασιν“ aber kann man sich als Subjekt auch einen und den anderen böshafter Feind des Christentums, ob nun Jude oder Heide oder abgefallene Christ, ergänzen. Wie so mancher, der seine Worte nicht auf die Wagschale legt, bedient sich der Wendung, „man sagt,“ „wie man sagt,“ obgleich er das Betreffende vielleicht nur von einer einzigen und noch dazu wenig glaubwürdigen Persönlichkeit vernommen hat. Da indes Kelsos ohne Zweifel, wie auch aus dem Inhalt seines „λόγος ἀληθείας“ hervorgeht, Justins Schriften gelesen hatte und besonders durch dieselben zu seiner Gegenschrift veranlaßt worden war, so wird es am wahrscheinlichsten, daß er die erwähnten Stellen im „Dialog mit Trypho“ entweder mißverstanden oder absichtlich mißdeutet und zugleich böshafter gehäuft, übertrieben und gesteigert habe. Wenn ferner Origenes in seiner Widerlegungsschrift das „ὧς φασιν“ des Kelsos völlig unbeantwortet läßt, so ist das leicht begreiflich; da daselbe eben inzwischen — nach etwa 50 Jahren — durch die bezügliche Lehre Tertullians und des Klemens von Alexandria wirklich auch unter den Christen vielfach zur Tatsache geworden war. Es folgt aber eben darum hieraus nichts für eine größere oder geringere Allgemeinheit jener Anschauung zur Zeit Mark Aurels, in der Kelsos geschrieben.) — Damit ist der Behauptung, die Christenheit sei schon im ersten Jahrhundert durch die allgemeine Ansicht, das Äußere des Herrn sei häßlich gewesen, teils zur Vorliebe für die Jünglings- und Knabenerscheinungen gnostischer Schriften, teils zur Nachbildung ähnlicher gnostischer Kunstvorlagen verleitet worden, unseres Bedünkens jeder Grund und Boden entzogen.

Idee den Künstlern wie den Gläubigen vor Augen. „Jugendlich sind sie und kräftig, und alle in der Blüte des Alters.“ Der tatsächliche Zusammenhang zwischen der Darstellungsform Christi und seiner Heiligen erhellet auch aus dem Umstande, daß im 4. Jahrhundert mit dem Auftreten und der zunehmenden Vorherrschaft des männlichen, bärtigen Christustypus auch das Auftreten und die Vorherrschaft des bärtigen Typus bei den erwachsenen Personen und den Heiligen des männlichen Geschlechtes gleichen Schritt hält. Sodann haftet der Jugend und zwar je jünger, desto mehr — von Natur der Charakter der Heiterkeit an. Man versammelte sich aber in den Katakomben nicht allein zum Zweck des Gottesdienstes und Gebetes, sondern auch, um von den Schrecknissen und mancherlei Seelenqualen, welche das überirdische Rom fast beständig darbot, durch einige Zeit ein wenig aufzuatmen, um das Gemüt zu erlaben, zu erfrischen, zu erheitern, und sich mit neuem frohem freudigen Mute auszurüsten. Was Wunder also, wenn man, wo immer es unter irgend einem Gesichtspunkte anging, auch in den Kunstdarstellungen jugendlich heitere Gestalten sich vorzuführen suchte, welche zur Erreichung dieses Zweckes auch einigermaßen beitragen konnten? Dem gleichen Zwecke mußte auch schon der Reiz der Unbefangtheit und Unschuld dienlich sein, welcher der zarten Jugendgestalt von Natur eigentümlich ist. Ferner hatte man damals aus verschiedenen Gründen (vgl. diese Quartalschrift 1903, 2. Heft S. 337 ff.) das meiste Wohlgefallen an der Darstellung des Pastorbonus gefunden, welcher in der Regel jugendlich dargestellt wurde. Hatte man nun diese Darstellungsform einmal besonders lieb gewonnen, so war es natürlich, daß man sie auch an anderen Kunstvorwürfen gerne erblickte. Die Tracht, welche jemand an seine innig und heiß geliebte verstorbene Mutter erinnert, wird er auch an Personen, die ihm sonst gleichgiltig sind oder ferne stehen, gerne erblicken. Endlich wäre ein schon vorhin und anderswo berührtes Moment auch hier in Erinnerung zu bringen. Es ist der leicht erweisliche und ebenso leicht erklärliche Umstand, daß auch im Abendlande die damaligen Künstler vorwiegend Griechen oder wenigstens von hellenischen, meist oder vielfach noch heidnischen Meistern gebildet waren. Nach späthellenischem Kunstprinzip hat aber diese die nächste und unmittelbare Aufgabe, das Schöne darzustellen und ist andererseits das Ideal der Schönheit selbst — im weiblichen Gesichte und in den weiblichen Formen zu suchen. Da letzteren vom männlichen Geschlechte die des heranwachsenden bartlosen Jünglings verhältnismäßig am nächsten kommen, so mußte sich bei jenen Künstlern von selbst bei der Darstellung männlicher Personen eine Vorliebe für sehr jugendliche Gestalten herausgebildet haben.

Hiermit haben wir zugleich auch schon Bedacht genommen auf die nichtheiligen oder ganz profanen Personen der in Rede stehenden Kunstdarstellungen. Denn von den angeführten Gründen kommt bei diesen überhaupt nur der erste in Wegfall; die drei andern behaupten,

wie leicht ersichtlich, in unserer Frage auch bei den profansten und an sich unbedeutendsten Persönlichkeiten ihre Geltung. Und hiemit kann diese Frage unseres Bedünkens als hinlänglich erledigt betrachtet werden. Vielleicht gelingt es einem anderen Forscher, noch ein weiteres Erklärungsmoment geltend zu machen.

5. Die Frage nach dem Verdienst und dem Ruhme der frühchristlichen Kunst.

Endlich erweckt es den Anschein — und es ist dies zumal von akatholischer Seite schon oft genug behauptet worden, — daß die kirchliche Kunst der Katakombenperiode auf jeden, auch den leisesten Anspruch eines Verdienstes oder irgendwelchen Ruhmes verzichten müsse — und zwar hauptsächlich wegen des Mangels an Selbstständigkeit. Haben wir ja doch selbst zugegeben, daß die Kirche anfänglich wenige Meister der Kunst in ihren Dienst stellen konnte und gar vielfach auf geradezu unbeholfene, ungeculte Kräfte angewiesen war. Wir haben auch behauptet, daß der jugendliche Christustypus auf Grund idealisierender Umdeutung als ein Reflex des jugendlichen guten Hirten und anderer aus dem griechisch-römischen Formenschatze entlehnter Vorwürfe zu betrachten sei und daher wenigstens mittelbar Nachbildung und Nachahmung zur Voraussetzung habe.

Indes möge man ein wenig näher zusehen und nicht den Teil mit dem Ganzen verwechseln.

Der Anschluß der frühchristlichen Kunst an manche antikeidnische Formen war nämlich, wie eine genaue Betrachtung des monumentalen Befundes bezeugt, kein innerlicher, sondern lediglich ein äußerer. Möchte auch der katholische Künstler in den technischen Neußerlichkeiten der Komposition z. B. den Gesichtstypus eines Apoll nachbilden, so war er dabei doch weit davon entfernt, in den Zügen des letzteren die Züge Christi zu erblicken oder dieselben auch nur eigentlich und förmlich auf Christus zu übertragen. Vielmehr trug auch der Anfänger und Stümper noch vor jeder Nachbildung die idealen himmlischen Züge des Herrn in seiner Brust und Seele in einer Weise bei und in sich, wie sie an keinem heidnischen Götterbild zu erblicken waren; und indem er das ideale Bild, wie es seinem Geiste vorschwebte, mit Zuhilfenahme der äußeren technischen Grundform einer heidnischen Vorlage nachzubilden suchte, lieferte er ein Werk, das zwar äußerlich und scheinbar eine Leistung hellenischer Aesthetik und einen Schattenriß, z. B. eines widertragenden Hermes, darstellte, innerlich aber und in der Hauptsache — im Ausdruck der Züge nämlich, in der Miene, der ganzen Stellung und Haltung, kurz, in der ganzen seelischen Auffassung — etwas **Höheres und Erhabeneres** darbot, was die heidnische Kunst nicht zu erreichen vermochte. Im Werke des ungeübten Anfängers trat dies selbstverständlich lange nicht mit jener Deutlichkeit hervor, wie

in der Leistung des fortgeschrittenen Kunstjägers und vollends in der des routinierten Meisters; allein Ansaß, Geist und Richtung war auch bei jenem nicht zu verkennen. Uebrigens kann man bei einem summarischen Werturteil selbstredend von den Erzeugnissen ungeschulter Anfänger auch völlig absehen und ausschließlich die Leistungen der Meister ins Auge fassen. Die Billigkeit dürfte dies auch verlangen, zumal bei den Katakombenkünstlern, die unter den denkbar ungünstigsten und unbequemsten Verhältnissen arbeiten mußten.¹⁾ Auch die durch Tertullian und andere veranlaßte Irrung, welche ohnehin nur einen mäßigen Bruchteil des gesamten Monumentalbefundes jener Periode ausmacht, sowie die durch die Arkandisziplin und eine durch das späthellenische Kunstideal bewirkte Modifikation darf man billiger Weise nicht streng in Rechnung bringen. Jedenfalls aber gibt es — auch davon abgesehen — noch genug des Bewundernswerten. Man wird in allweg und im allgemeinen Ruhn nicht zu widerlegen vermögen, wenn er in der Auffassung der Katakombenbilder — trotz der Anlehnung an die griechisch-römische Kunst — sofort von Anfang an eine neue Kunst, eine neue — höhere — Richtung angekündigt erblickt. Dieser seelische Ausdruck ungetrübter Ruhe und reinen stillen Friedens, dieser echt paradiesische Anhauch, diese erhabene Kühnheit des religiösen Gedankenschwunges im Bunde mit einem „höchstentwickelten ästhetischen Empfinden“ wird bei sämtlichen Bildern und Statuen des Heidentums vergeblich gesucht. Und hierin besteht, um noch anderes zu übergehen, das Hauptverdienst und der eigentümliche Ruhm jener christlichen Kunstperiode. Wahrlich, sie kann damit mehr als zufrieden sein. In der Tat, es ist an der frühchristlichen Kunst das Wort des Herrn in Erfüllung gegangen: „Quaerite primum regnum Dei, et reliqua omnia adjicientur vobis“. Indem jene Künstler der imperativen Protasis dieses Wahrwortes mit vollster Seele sich hingaben, da sie durchgängig Heilige waren: haben sie eben dadurch auch für die Verwirklichung dessen göttlich verbürgter Apodosis — in einem für Kunstjünger zunächst und zumeist wünschenswerten Sinne — Sorge getragen.

Das also, was der christlich-religiösen Kunst ohne Zweifel zum höchsten Ruhme gereicht, was ihren höchsten Glanzpunkt bildet: wodurch allein wird sie es — wenngleich auf etwas anderen Wegen und in mannigfach verschiedener Weise — auch in der Gegenwart und Zukunft erreichen? — Durch jenen wahrhaft idealen Schwung, den einzig nur jener überirdische Adel der Empfindung und Gesinnung einzuhauen vermag, welcher von der Heiligkeit des Lebens unzertrennlich ist.

¹⁾ Sonderbarer Weise gibt es illustrierte Schriften und Kunstblätter selbst katholischer Firmen, welche aus dem Bereiche der altchristlichen Kunst mit Uebergehung anerkannter Meisterwerke am liebsten wenig befriedigende, ja abstoßende Produkte unbeholfener Anfänger oder Dilettanten als Musterproben zu reproduzieren pflegen.

Diese Lehre ist das lebensfrische ewig junge Grün, das der christlichen Kunst aus dem Grau ihrer ältesten Vergangenheit hervor-spricht. Allerdings für manche nichts Neues;¹⁾ für manche jedoch, zumal in unserer seßionslustigen Periode völlig unheiliger will-fürlicher Leidenschaftlichkeit, nicht oft genug zu wiederholen.

Erbauliches für den Büchertisch der christlichen Familie

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stifftshofmeister in St. Florian
(Oberösterreich). (Nachdruck vorbehalten.)

Mögen sich unsere Leser ja nicht vorstellen, als solle unter obigem Titel jetzt eine endlose Reihe von Erbauungsbüchern aller Art aufgeführt werden. Wenn wir auch der Meinung sind, es sei in der religiösen, asketischen Literatur eine Sichtung und Auswahl gar nicht so unzweckmäßig, so haben wir jetzt doch nicht mehr im Sinne, als eine alte Schuld an die Verleger abzutragen und eine kurze Besprechung von Werken erbaulichen Inhaltes einzuschalten, die uns schon zum Theile vor einer Anzahl von Jahren vorgelegt worden sind. Haben wir uns dieser Pflicht entledigt, so kehren wir uns wieder der erzählenden Literatur zu.

In einiger Ordnung wollten wir doch die zu behandelnden Bücher aufführen und bringen deshalb zuerst die Bücher, in denen der Gebetsteil vorwiegend ist, unter diesen voran die, welche ihre Gebete dem Gebetschätze der Kirche und der Heiligen entlehnt haben, es folgen Bücher für alle Stände, solche mit großem Druck, Kranken-bücher, Bücher mit Gebeten für die Verstorbenen, solche, welche besondere Andachten fördern, z. B. zu Ehren des heiligsten Altars-sakramentes, zum heiligsten Herzen Jesu, zur seligsten Jungfrau u. s. w., in den zweiten Teil reihten wir ein Bücher für die Betrachtung und christliche Belehrung.

I. Gebet- und Andachtsbücher.

Wir erachten jene Gebetbücher als die besten, die ihre Gebete dem Gebetschätze der Kirche entnehmen, und die Heiligen als Lehrmeister einer recht frommen und kräftigen Gebetsweise gebrauchen. Es ist gewiß zu loben, daß manch altes Gebetbuch, so voll Kraft, der Vergessenheit entrissen, nach entsprechender Bearbeitung wieder in Gebrauch gegeben wurde: Wir können hier gleich empfehlend erwähnen: **Die Liebe Gottes, das Band der Vollkommenheit.** Unterrichts- und Gebetsbuch für römisch-katholische Christen von P. R. Dolfinger S. J. Mit erzbischöflicher Approbation Herder in Freiburg. 12°. 596 S. Geb. Ein Gebetbuch, wie es sein soll: reichhaltig, für alle Bedürfnisse vorsorgend, eine zum Herzen gehende Sprache: in die wichtigeren Gegenstände führt ein gediegener Unterricht ein, so der über

¹⁾ Vgl. Friedrich von Schlegel: *Sämtliche Werke*. Wien. 1846. VI. SS. 167, 168. *Stimmen aus Maria-Laach* B. 18. SS. 183 ff. („Christliche Heiligkeit und christliche Kunst“).